

MEINE LIEBESERKLÄRUNG AN DIE ORGEL III



Vielen Kolleg:innen ist Stephan Thomas schon begegnet: als Komponist mit Vorlieben für (Volks)-Liedbearbeitungen für Orgel, als Kulturjournalist nicht nur für diese Zeitschrift, als Theorielehrer verschiedener Ausbildungsstätten, als Förderer der Bündner «Orgelwelt» und als langjähriger Organist der Churer St. Martinskirche, deren Instrument er hier seine Hommage widmet.

Von Stephan Thomas

Rückblick

Die Liebe kann verschlungene Pfade gehen. *Warum habe ich mit dem Orgelspiel angefangen?* Auf sanfte Lenkung meiner Mutter hin, die in Sorge war um den organistischen Nachwuchs in der Methodistenkirche in Chur, wo meine Eltern (und in meiner Jugend auch ich) kirchgenössig waren. So kam ich denn mit dem nur siebenregistrigen, aber zweimanualigen Orgelwerk zusammen, das immerhin anno 1936 vom früheren Grossmünster-Organisten Viktor Schlatter disponiert worden war. Es sei früher einmal eine Studio-Orgel gewesen, wurde kolportiert. Für das erste organistische Know-how sorgte

mein Klavierlehrer, der in dieser Zeit auch Orgel studierte – bei Hannes Meyer (1939–2013), was mir die Ehre verschafft, einer der sehr raren Enkelschüler dieses aussergewöhnlichen Organisten zu sein. Auch Hannes selber hat mir seinerzeit grossen Eindruck gemacht. Anekdoten über ihn gibt es wie Sand am Meer – doch davon vielleicht ein anderemal.

Aber wieso das Orgelstudium? Offen gestanden zur Überbrückung, weil ich nach der Matura nicht so recht wusste, wohin der Weg führen solle. Es hat zweifellos eine Rolle gespielt, dass ich in dieser Zeit ausgeprägt musikalisch sozialisiert war, verbrachte ich doch meine Freizeit meist mit Chorfreunden der Churer Singschule, die ich besuchte. Jeden-

falls war ich fest entschlossen, nach Erlangung des Orgel-Lehrdiploms an die Uni zu gehen, Geschichte zu studieren und in diesem Fach Gymnasiallehrer zu werden. Also etwas Rechtes zu lernen, wie viele gesagt hätten. Genau das tat ich dann auch. Aber ich hatte – durchaus zu meiner Überraschung – an der Lehrdiplomprüfung eine Note erreicht, die zum Eintritt in die Konzertklasse berechtigte. Zudem hatte ich eine ausgesprochene Faszination dafür entwickelt, was die Musik im Innern zusammenhält. Um dem vertieft nachspüren zu können, hatte ich an der Musikhochschule ein Theorielehrer-Studium begonnen. Zu dieser Zeit tanzte ich also auf einer ganzen Reihe von Hochzeiten.

Gegenwart

Dann kam der «Coup de foudre». Mit 27 Jahren wurde ich an eine ausgesprochen attraktive Organistenstelle gewählt. Ein gerade in Restaurierung befindliches historisches Instrument wurde mir anvertraut, das älteste erhaltene aus dem Hause Kuhn. Was César Franck über seine etwa gleich grosse Orgel in Ste-Clotilde gesagt hat, trifft auch auf «meine» zu: Sie ist ein Orchester. Sie hat mich spät zu dem Entscheid gebracht, mein Auskommen primär mit Musik zu verdienen. Natürlich hatte das die Scheidung vom Geschichtsstudium zur Folge, auch wenn ich meine geisteswissenschaftlichen Studien noch zum Abschluss gebracht habe, nun allerdings mit Musikwissenschaft im Hauptfach.

Ich erinnere mich gut, wie ich anfänglich die Allüren eines frisch Verliebten hatte: Orgel und Kirche waren in Restaurierung. Allabendlich begab ich mich auf die Baustelle, um zu schauen, was die Orgelbauer tagsüber geleistet hatten. Mal war eine Lade platziert, mal ein Register eingesetzt, mal waren Registerschilder angebracht. Den pneumatischen Balancier hatte die Firma neu entwickelt. Sie war sehr auf Geheimhaltung bedacht und hielt den Apparat unter Verschluss – bis heute, 30 Jahre danach. Während des Aufbaus konnte man sich indessen ein Bild von den Innereien der mysteriösen Vorrichtung ma-

chen, und die Pläne lagen daneben. Ich erinnere mich aber auch an meine gelinde Enttäuschung, wenn ich an einem abendlichen Besuch keine Fortschritte auszumachen glaubte.

Um bei der bisherigen Allegorik zu bleiben, könnte man die Einweihung als Eheschließung bezeichnen. Festlich war sie, und die Zahl von 600 Gästen habe ich bei späteren Orgelkonzerten nie wieder erreicht. Von der Medienpräsenz lässt sich, leider, ein Gleiches sagen. Nerven hat es allerdings gekostet, dieses Einweihungskonzert, besonders beim Registrieren. Dem Organisten, zu dessen Zeit die Registerschilder angebracht wurden, war die gute Lesbarkeit der Beschriftungen einerlei, er war nämlich blind ... So oder so, die Ehe hat bis heute gehalten. Es ist indessen nicht ausgeschlossen, dass ich ledig geblieben wäre, hätte ich sie nicht getroffen – meine Orgel.

Was gefällt mir denn an der Orgel, am Instrument im Allgemeinen und «meinem» im Speziellen? Ich weiss, dass Liebe manchmal blind macht und dass mein Empfinden in dieser Sache sehr subjektiv ist. Ich mag den Orgel-



Der Spieltisch der Kuhn-Orgel besticht zwar, gemessen an den Gewohnheiten des 21. Jahrhunderts, nicht gerade durch Übersichtlichkeit, hat aber den Charme des Unverfälschten bewahrt.

klänge in seiner Stetigkeit, obwohl man ihm immer wieder die fehlende Geschmeidigkeit zum Vorwurf gemacht hat. Mir gefällt das Zusammenwirken mit der Akustik des Kirchenraums. Faszinierend finde ich auch die stilistische Vielfalt der Instrumente wie der Räume, in denen sie sich befinden. Eine Fahrt zu einer schönen Orgel ist immer auch eine kleine kunstgeschichtliche Exkursion. Man sollte so etwas ohnehin öfter tun. Einfach ein Auto mit Organistinnen und Organisten füllen und zu einem Kultinstrument pilgern. Die wachsenden administrativen Schikanen im Berufsleben und anderswo rauben zunehmend den Freiraum dafür.

Es kommt mir zudem entgegen, dass ich an einer Orgel autonom schalten und walten kann. Ich bin zwar sonst ein sehr geselliger Mensch und geniesse es auch durchaus, mit anderen zusammen kammermusikalisch zu musizieren. Im Grossen und Ganzen ziehe ich allerdings die musikalische Unabhängigkeit vor. Ich allein mit meiner Orgel gewissermassen. Das hat kaum mit megalomanen Allüren zu tun, weil man an Orgeln wie meiner im Alleingang über ein ganzes Orchester gebieten kann, das einem (fast) nie widerspricht – obwohl ich gestehen muss, dass das manchmal auch faszinieren kann.

Oft werden wir Organistinnen und Organisten von anderen Instrumentalisten beneidet – wer hat schon die Gelegenheit, einmal die Woche oder häufiger vor Publikum aufzutreten? Das können wohl nur die wenigsten Pianisten von sich sagen. Ein Gottesdienst mag künstlerisch weniger exponiert sein als ein Konzert, aber immerhin. Man gibt jedes Mal das Maximum, wenn man an der Orgel sitzt. So kommt man zu einer Auftrittskompetenz und Routine, die nicht hoch genug geschätzt werden kann.

Ausblick

In einem Punkt klemmt allerdings das schöne Bild von der Ehe: Beim Orgeldienst gibt es nämlich gewissermassen die Zwangsscheidung. Mit 65 Jahren werden die Organistinnen und Organisten in Rente geschickt, zu-

mindest an den grösseren Stellen. Die Orgel wird nach einem peniblen Auswahlverfahren neu verheiratet. Vorbei sind die Zeiten, wo man ein Organistenamt bis ans Lebensende besetzen konnte. Der Traum, wie einstmal Louis Vierne auf der Orgelbank das Zeitliche zu segnen, ist in die Ferne gerückt. Heute stellt man nicht mehr den Organistinnen und Organisten den Zeitpunkt ihres Rückzugs frei, wie man es früher öfters aus schlechtem Gewissen wegen bescheidener Entlohnung und fehlender Pensionskasse gehalten hat. So war es möglich, dass ich Pierre Segond, den Nachfolger des 1887 an die Genfer Kathedrale St-Pierre gewählten Otto Barblan noch im Konzert gehört habe. Auch ich bin in der Churer St. Martinskirche erst der fünfte Organist seit 1835. Damals hat es die Schweiz im heutigen Sinne noch gar nicht gegeben.

Viele haben vorgesorgt und sich für zu Hause eine schöne Pfeifenorgel angeschafft. Manche haben zu diesem Zweck das grösste Zimmer ihres Hauses regelrecht zugebaut. Ich denke an den Pariser Meister Pierre Cogen, zu dem ich nach dem Studium noch jahrelang in den Unterricht gegangen bin. Im Wohnraum seines Hauses in der Nähe von Paris steht ein dreimanualiges Instrument. Das bedeutet, dass bis zur Decke und den umgebenden Wänden noch je ein Meter freier Platz verbleibt. Ähnliche Fälle sind mir aus der Schweiz bekannt. Doch der Rückzug ins Private ist nicht die einzige Option. Die Dienste der Pensionierten sind wertvoll und gefragt. *Was würde ich ohne sie tun, wenn ich einmal eine Vertretung brauche?* Die Suche nach Stellvertretern gestaltet sich oft schwierig, denn, wer das Orgelspiel erlernt hat, sitzt meist bis zur Pensionierung allsonntäglich an der Orgel ... Ganz allgemein ist es so, dass bei der Besetzung der grossen städtischen Stellen regelmässig ein Gerangel entsteht, dass sich aber in entlegenen Gegenden trotz zum Teil wunderschönen Instrumenten nicht genügend Organistinnen und Organisten für die Dienste finden. Es gibt also noch viel zu spielen, auch nach 65.